

Scharfe Propaganda und Mahnungen zur Vernunft, Gerechtigkeit und Toleranz. Lutherische Stimmen im 30jährigen Krieg

Festvortrag zum Reformationsfest

Prof. Dr. Dr. theol. h.c. Dr. phil. h.c. Thomas Kaufmann
Fürth, 31.10.2018

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zunächst danke ich herzlich für Ihre freundliche Einladung und Ihr Interesse. Der 30jährige Krieg gehört in der Regel nicht zu den Themen, denen kirchlicherseits eine besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Dies liegt wohl vor allem daran, dass weithin die Vorstellung herrscht, dass es die religiösen, genauer: die konfessionellen Gegensätze gewesen sind, die in den Krieg geführt haben und dass uns ein Christentum, das Krieg befürwortet, ja zu Krieg anstachelt, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des kriegerischen 17. Jahrhunderts unheimlich und von Grund auf unsympathisch ist. Daran möchte ich gewiss nicht rütteln.

Doch als Historiker liegt mir daran, die Rolle, die den christlichen Konfessionen in jener Epoche, die wir das konfessionelle Zeitalter nennen, zukam, angemessen zu verstehen. In dieser fremden historischen Welt des späteren 16. und des früheren 17. Jahrhundert war die konfessionelle Zugehörigkeit im zeitgenössischen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation kein Sachverhalt persönlicher Wahl eines einzelnen Menschen wie Sie und ich. Rechtlich anerkannt waren nur die Lutheraner und die Katholiken; die Reformierten nahmen zwar für sich in Anspruch, auch unter die CA-Verwandten, also die zum Augsburger Bekenntnis gehörenden Evangelischen, zu zählen. Doch das wurde ihnen von den Lutheranern bestritten; insofern war ihr rechtlicher Status ungeklärt und prekär.

Die Konfession eines politischen Herrschaftsgebiets hing gemäß dem Grundsatz „cuius regio eius religio“ – wes die Herrschaft ist, dessen Religion gilt – von der

Entscheidung der politischen Obrigkeiten ab. Ein in einem lutherischen Territorium geborener Mensch wurde also in aller Regel lutherisch getauft und hatte keine Möglichkeit, etwas anderes als lutherisch zu sein. Diese Struktur der Konfessionszugehörigkeit bildete den selbstverständlichen Rahmen des konfessionellen Zeitalters und jeder einzelnen Biographie – von der Wiege, bis zur Bahre. Im Augsburger Religionsfrieden waren die entsprechenden Regeln in eine juristische Form gebracht.

Der äussere Frieden zwischen den Konfessionen bildete die Grundlage und Voraussetzung dafür, dass die theologischen und – wie ich gerne sage – konfessionskulturellen Gegensätze ins Kraut schossen. Man definierte sich selbst in stetiger Abgrenzung gegenüber den Anderen; also die Lutheraner vornehmlich in Abgrenzung von Katholiken und Reformierten. Eines der großen historischen Missverständnisse des sogenannten konfessionellen Zeitalters, das für unsere Gegenwartskultur weithin bestimmend ist, besteht nun darin, dass man die christliche Religion entscheidend für Gewalt und Unrecht verantwortlich macht, und ihr zuschreibt, sie habe einen unbarmherzigen, ruinösen Religionskrieg provoziert. Diese Sicht geht an den Realitäten vorbei: Denn auf beiden Seiten, auf der Seite der Kriegstreiber und der der Kriegskritiker, der Mäßiger, der Friedenswilligen, standen Christen der katholischen und der evangelischen Konfessionen, auch Lutheraner. Versöhnungsgesten, Healing of memories, wie wir sie im vergangenen Jahr – gewiss in guter ökumenischer Absicht – in Hildesheim und andernorts erlebt haben, insinuierten, dass die christliche Religion der Vormoderne per se gewalttätig und aggressiv gewesen sei. Das geht an den Realitäten vorbei. Die Meinungen, Auffassungen und Positionen innerhalb der drei konfessionellen Lager darf man sich überdies nicht zu homogen und einhellig vorstellen. Dies gilt auch für die Einstellung gegenüber dem Krieg. Eine monolithische Haltung auch „der Lutherischen“ zu jenem vielschichtigen Ereignissyndrom, das wir den 30jährigen Krieg nennen, hat es nicht gegeben.

Lassen Sie mich mit der mentalen Ausgangslage der Protestanten zu Beginn des 30jährigen Krieges beginnen, denn sie war eine Besondere; eben erst hatten sie das erste große Reformationsjubiläum gefeiert: 1617: die 100-Jahrfeier der Reformation. Darin hatten sie sich landauf landab, von Lübeck bis Kempten, von Straßburg bis Eisleben, in Hessen und in Sachsen, in Predigten, Flugschriften, Flugblättern und Musikstücken der herausragenden Bedeutung Luthers, des erwählten Werkzeuges Gottes, erinnert. Und sie hatten die Themen seines Kampfes gegen den päpstlichen Antichristen in Erinnerung gerufen: der Ablass, die Wallfahrten, die Gerechtigkeit aus Werken, das Ordenswesen, die gewissenbeugende Gewalt des Papstes, der mittels des verhassten kanonischen Rechtes herrscht, kurz: des römischen Antichristen.

Die Mentalität, die in der lutherischen Memorialliteratur von 1617 zutage trat, ließ keinen Zweifel, dass das Luthertum die am nachdrücklichsten apokalyptisch geprägte christliche Konfession war. Seitdem Luther den Antichristen entborgen hatte, war jede Zeit letzte Zeit. Ungeachtet der durchaus beliebten Theoriefigur des zweiköpfigen Antichristen – des römischen Papstes und des osmanischen Sultans – gegen die man mit dem Lutherlied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steure Papst- und Türkenmord“ ansang – es war das in der Zeit des 30jährigen Krieges meistgesungene, und es wurde überall dort, wo die Lutheraner besiegt wurden, umgehend verboten – ungeachtet dieses Liedes war der maßgebliche und herausragende Feind, dem das kleine Häuflein jetzt, am Ende der Tage gegenüberstand, der Antichrist in Rom.

Um vordergründige Polemik ging es dabei nicht; aus der Sicht der protestantischen Theologen, die die Publizistik des Reformationsjubiläums prägten, galt es zum einen, einer müde gewordenen evangelischen Christenheit die heilsgeschichtliche Bedeutung der durch Luther als Werkzeug von Gott selbst heraufgeführten Reformation einzuschärfen, also den eigenen geschichtstheologischen Standpunkt zu definieren. Zum andern versuchte man mit der

Antichristtopik dem entscheidenden Einwand der Gegenseite, die evangelische sei eine „neugebackene Kirche“, entgegenzutreten: Nicht um hundert Jahre gehe es, sondern um einen gleichsam transhistorischen Kampf der wahren Kirche gegen ihren endzeitlichen Verderber. Gott selbst habe den Fall des Antichristen eingeleitet und Christus werde ihm, gewiss bevor weitere hundert Jahre vergangen sind, den Garaus machen. Gott selbst verbürge die Kontinuität und die Tradition seiner Kirche durch Wort und Sakrament. Mit der von Gott heraufgeführten Reformation habe er die seit Papst Gregor VII. im 11. Jahrhundert eingetretene Herrschaft des Antichristen auf der cathedra Petri beendet. Weil der Papst der Antichrist ist, ist die Reformation ein fröhlicher und gnadenreicher Tag, den der Herr gemacht hat. Sich der Reformation zu erinnern, bedeutete für einen Großteil der Publizisten des Jahres 1617 also nichts anderes, als die endzeitliche Bedeutung der eigenen Konfession und ihre Erwählung einzuschärfen.

Gleich zu Beginn des Krieges sollten die skizzierten Deutungsmuster eine neuerlich Aktualisierung erfahren. Denn im Herbst 1618 sahen die Menschen voller Entsetzen einen riesigen, hellstrahlenden Kometen am Abendhimmel. Seit alters galten Kometen als Zeichen drohenden Unheils. „Niemals ein Komet hat gebrannt/ der nicht schadete Leuten/ Stadt und Land.“ Die Bußgesinnung, mit der lutherische Prediger, landauf landab, vor den Wehen der Endzeit warnten, erhielt durch das göttliche Wunderzeichen, das Menetekel dieses Kometen von 1618, eine neuerliche Zuspitzung.

Für die meisten lutherischen Interpreten des Kometen war klar, dass die nun einsetzenden Wirren bereits zur Endzeit gehörten. Der Antichrist und seine Helfer mussten freilich noch besiegt werden. Und auch für die im fernen Böhmen einsetzenden militärischen Auseinandersetzungen war die heilsgeschichtliche Konnotation bald selbstverständlich. Ließen die Katholiken es in der Regel bei der Ankündigung göttlicher Strafen, so war für die meisten Lutheraner klar, dass die Zeichen und Wunder am Himmel und auf Erden zur Buße mahnten, zur

Kampfbereitschaft und zum Durchhaltewillen stimulierten, ja, zur Beharrlichkeit in den Wirren des Endes.

Doch so vital die apokalyptischen Deutungsmuster in den Jahren 1617/18 waren, so unterschiedlich stellten sich die konkreten politischen Handlungsoptionen in concreto dar. Lassen Sie mich deshalb zunächst einen Blick auf das mächtigste und politisch einflussreichste lutherische Territorium, das Kurfürstentum Sachsen, werfen. Das lutherische Kursachsen hatte im Kampf um Böhmen auf der Seite der katholischen Liga des Kaiser gegen den pfälzischen Kurfürsten calvinistischen Bekenntnisses, Friedrich V. gestanden. Im niedersächsisch-dänischen Krieg (1623-25) blieb es abseits. Erst unter dem Druck der offenkundigen konfessionell-katholischen Parteipolitik des Kaiser auf dem Höhepunkt seiner politisch-militärischen Macht, im Umkreis des sogenannten Restitutionsediktes vom März 1629, trat es an die Seite des calvinistischen Kurfürsten von Brandenburg und suchte schließlich den Schulterchluss mit Schweden. Doch bereits 1635 warben die Kursachsen für einen Separatfrieden mit dem Kaiser, werten also die Loyalität gegenüber dem politischen Funktionssystem des Reiches weitaus stärker als die Loyalität gegenüber den Konfessionsverwandten.

Der Dresdener Oberhofprediger Matthias Höe von Höenegg gab dieser Haltung folgenden Ausdruck: Die Lutherischen, so formulierte er, betragen sich in weltlichen Sachen mit den Papisten „gütlich“; sie nehmen den aufgerichteten Religionsfrieden von 1555 als ein nützliches Band, dadurch das Reich zusammengehalten wird, als ein Gabe Gottes mit Dank an. Sie behüten diesen Frieden und versuchen zu verhindern, dass irgendein Loch darein gemacht werde. Das System des Augsburger Religionsfriedens, das immerhin einige Jahrzehnte der Stabilität bedeutet hatte, galt den Lutheraner also als maßgebliches Orientierungs- und Handlungsmotiv. Man wollte auf keinen Fall die rechtlich verbürgte Koexistenzordnung, die die Auseinandersetzungen der Reformationszeit beendet hatte, in Frage stellen oder gefährden.

Das Restitutionsedikt von 1629, das die Rekatholisierung aller seit dem Passauer Vertrag von 1552 eingezogenen geistlichen Güter verfügte, gefährdete dieses Friedenssystem freilich von Grund auf. Insofern trug Kaiser Ferdinands II. Konfessionstriumphalismus, der mit dem Restitutionsedikt das „Rad der Geschichte“ zurückzudrehen versuchte, wesentlich dazu bei, dass die moderaten sächsischen Lutheraner zeitweilig an die Seite der militanteren Union getrieben wurden. Im Zusammenhang eines von breiter Zustimmung der protestantischen Stände getragenen Konvents in Leipzig, Anfang 1631, rückten lutherische und reformierte Theologen dann auch bemerkenswert nah aneinander, um Argumente für einen gemeinsamen Widerstand gegen den zum Büttel des römischen Antichristen gewordenen Kaiser zu finden.

Diese innerprotestantische Annäherung war durchaus bemerkenswert. Denn nicht zuletzt in Kursachsen hatte man während der letzten Jahrzehnte, um des politischen Schulterschlusses mit dem Kaiser willen, immer wieder betont, dass man „lieber mit Papisten Gemeinschaft halten solle, denn mit den Calvinisten“. Doch unter dem Druck der Bedrängnis der wahren Kirche sammelten sich Lutheraner und Reformierte nun im gemeinsamen Gebet wider Gottes und ihre Feinde. Vereint in wahrer Buße vergewissert sich das wahre Gottesvolk seiner Erwählung. Gottes eisernes Zepter werde die Feinde wie Töpfe zerschmeißen und unverzüglich vertilgen. In den Worten des Psalmisten fanden die evangelischen Stände beider Konfessionen zueinander: „Mache ihr Angesicht voll Schande, dass sie nach deinem Namen fragen, und zuschanden werden und umkommen müssen.“ In bemerkenswerter Übereinkunft aktualisieren der brandenburgische Hofprediger Bergius und der Dresdener Hofprediger Höe von Höenegg Motive der Johannesapokalypse, um die bevorstehenden militärischen Auseinandersetzungen in den Erwartungshorizont einer definitiven Vernichtung des päpstlichen Antichristen zu rücken.

Mit dem schwedischen König Gustav Adolf erstand den angefochtenen Protestanten im Reich eine charismatische Rettergestalt. Der schwedische König Gustav Adolf wurde nun umgehend zur maßgeblichen geschichtstheologischen Integrationsfigur. Im Anschluss an diesen Gesandten Gottes galt es jetzt, dem antichristlichen Übel mit äußerster Macht zu widerstehen. Der Krieg Gottes, der Krieg seiner Kirche, zielte auf die totale Vernichtung des Gegners ab. Im Strudel alttestamentlicher Gottesvolks-Metaphorik waren die lutherischen Fundamentalunterscheidungen zwischen Kirche und Staat, den beiden Regimenten oder Reichen, obsolet geworden. Das macht aus dem Krieg eine unversöhnliche Schlacht zwischen Glauben und Unglauben. 1631/32 bliesen auch zahlreiche Lutheraner die Fanfare zum Religionskrieg und widerstanden einer religiösen Prinzipialisierung des politischen Konfliktes nicht.

Die offenkundige Zielsetzung der Gegenseite, das Papsttum allenthalben wieder aufzurichten, führte vor Augen, dass es in diesem Krieg allein um die Religion gehe. Bei der rechtstheologischen Argumentation zugunsten eines Krieges gegen das Reichsoberhaupt spielte die Überzeugung eine entscheidende Rolle, dass der Kaiser zur bloßen Kreatur des Papsttums geworden sei. „Und dass ich diese verblümete Rede in rechtem freiem deutschen Verstande von mir gebe/ so ist der Kaiser ihm selbst und dem Reich an seiner Hoheit Majestät und Freiheit Gefahr/ weil er den stolzen Pfaffen und Götzen/ dem monstro zu Rom sich untergibt/ seinen Stuhl und Abgötterei verteidigt/ für ihm krieget und das Evangelium verfolget.“ Mit dieser Gegenwartsanalyse war widerstandsrechtlich legitimiert, dass man dem als Feind des Evangeliums erwiesenem Reichsoberhaupt militärisch entgentreten konnte. Der Gehorsam gegen Gott schloss den Gehorsam gegen den Kaiser aus.

Am 7. September 1631 erzielten die sächsisch-schwedischen Truppen in dem nahe Leipzig gelegenen Breitenfeld eine militärischen Sieg über die „Papisten als abgesagte Feinde der wahren seligmachenden christlichen Religion“, ja als Sieg, in dem

Gott selbst für sein Volk gestritten habe. Der sächsische Kurfürst Johann Georg und der schwedische König Gustav Adolf wurden als Gesalbte Gottes verehrt; mit dem Sieg von Breitenfeld war der Höhepunkt theologisch fundierter Herrschaftspanegyrik im 30jährigen Krieg erreicht.

Der Schwedenkönig wurde unter Rückgriff auf heilsgeschichtlich-typologische Deutungsmuster in der Tradition der Makkabäer-Bücher oder des Lutherschen Konzepts der „Wundermänner“ gedeutet. In Aufnahme der Paracelsischen Verheißung eines Löwen aus Mitternacht, eines nordischen Königs, der die kaiserliche Macht übernimmt und das Papsttum besiegt, wurde eine massenhafte Publizistik entfesselt. Die heilsgeschichtlichen Projektionen, die auf Gustav Adolf fokussiert wurden, stimmten innerprotestantisch durchaus überein; Lutheraner und Reformierte fanden sich in der Heroisierung dieses einzigartigen Werkzeuges Gottes zusammen. In Gustav Adolf bündelten sich die Hoffnungen auf eine allgemeine geistliche und weltliche Reformation des ganzen Heiligen Römischen Reichs, die frei von allen Bindungen an das Papsttum sei und allein dem Worte Gottes und der alten deutschen Freiheit verpflichtet sei. Kaum ein lutherische Theologe von Rang erlag nicht, jedenfalls zeitweilig, der übermächtigen Faszination des Schwedenkönigs. Dass man ihn als Heil, als Heiland, als zweiten Makkabäus, als Gesalbten des Herrn, als unseren Trost apostrophierte, verdeutlicht, dass alle regulativen Sicherungsmechanismen lutherischer Theologie, die, wie keine zweite, zwischen Letztem und Vorletztem zu unterscheiden weiß, im Angesicht apokalyptischer Deutungsmuster außer Kraft gesetzt waren.

Doch nach dem Tod Gustav Adolfs auf dem Schlachtfeld bei Lützen, das von Einigen als Heilsereignis für uns, als stellvertretender Sühnetod, interpretiert wurde, werden nach und nach besonnenere Stimmen vernehmbar. In Aufnahme obskurer Prophetien, die für die Gegenwart unendliches Unheil angekündigt hatten, diagnostizierten einige lutherische Theologen, dass das Volk Gottes wegen seiner

Verstrickung in „Weltgräuel“ wie Gotteslästerung, Fluchen und Meineid oder Hurerei allein von Gott durch Buße gerettet werden könne. Sich auf politische Mächte zu verlassen, führe nur immer tiefer ins Unheil. „Darum tut Buße und demütigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, so wird er euch erhöhen und erhalten.“ Aus dem Bußappell folgte etwa für den Antikriegspropheten Christoph Andreas Roselius, sich in Geduld und Demut unter das Kreuz zu beugen, zum Martyrium bereit zu sein, und Abschied zu nehmen von einer Kriegsführung im Namen des Glaubens. „Eigene Rachgier und vorgefasster Hass gegen die Papisten, fette Präbenden, nicht die Religion, nicht, wie man vorgebe, Gottes Wort und die teutsche Freiheit, hätten zu einer Kriegsbereitschaft geführt, die Land und Leute an die Spitzen des Degens gewaget hätten. Unschuldige, auch Glaubensgenossen, Frauen und Jungfrauen, seien elendiglich auf die Fleischbank geliefert.“ Von einem sich dezidiert lutherisch verstehenden Standpunkt aus wurde hier der Charakter des 30jährigen Krieges als eines Religionskrieges definitiv bestritten.

Im Umkreis des Prager Separatfriedens zwischen Kaiser Ferdinand II. und Kurfürst Johann Georg von Sachsen von 1635, einer schließlich durch Frankreich und Schweden vereitelten großen Friedenshoffnung, kam es von lutherischer Seite zu den publizistisch wirkungsreichsten Äußerungen zu Kriegsüberdruß und Friedenssehnsucht. Der Appell zur Buße steigerte auch die Sensibilität gegenüber den Gräueln in der eigenen Kirche, die durch Mirakel und Himmelszeichen als Vorboten des göttlichen Zornes unterstrichen wurden. Die zeitgenössische evangelische Geistlichkeit versinke in luxuria; der arme einfältige Luther mit seinem schlichten wollenen Priesterhabit wird gegen den Kleiderluxus der Pastoren beschworen. Luther, so heißt es in eindrücklicher Anspielung auf die Porträts des Reformators in lutherischen Kirchen, „muss in der Kirchen hinter der Türen gemalet stehen, während seine vermeinten Sukzessores auf den Kanzeln mit großen krausen französischen Haarkolben, mit dick ausgebrochenem blauen Halskragen, die fast so groß sind, als an

etlichen Orten die Pflugräder seien, feinen Röcken, Pelzen, breiten seidnen Leibhosen auftreten und prangen“ – ein Gräuel für einen frommen, reformgesinnten Lutheraner. Die Reformation des Lebens im Anschluss an Johann Arndt – das Schlüsselthema des späteren Pietismus - war vor dem Hintergrund der durch Luther erreichten Reformation der Lehre bereits während des 30jährigen Krieges ein Schlüsselthema in der lutherischen Publizistik.

Aus einem lutherischen Frömmigkeitsprofil heraus werden auch konfessionsneutralisierende Haltungen und Positionen greifbar. Der Epigrammatiker Friedrich von Logau dürfte sich durchaus als Lutheraner identifizieren lassen: „Der Papst/ der will durch Tun: Calvin/ will durch Verstehen/ in Himmel aber will durch Glauben/ Luther gehen.“ Von demselben Logau stammt ein Epigramm mit dem Titel „Glauben“: „Lutherisch/ bapstisch und Calvinisch/ diese Glauben alle drei sind verhanden; doch ist Zweifel/ wo das Christentum dann sei“. Diese Stimme verdeutlicht, dass aus einer lutherisch geprägten Glaubenshaltung heraus ernsthafte Zweifel an einer Entwicklung geäußert werden konnten, in der die Vernichtung des konfessionellen Gegners als innergeschichtliche Erfüllung einer Heilserwartung angesehen wurde.

In Logaus Epigramm klang zugleich an, dass der zum Religionskrieg aufgesteigerte Konflikt, den wir den 30jährigen Krieg nennen, mit einer grundsätzlichen Glaubwürdigkeitsproblematik aller konfessionellen Christentumsvarianten einherging. Im Namen des Christentums gegen die Konfessionen zu rebellieren, wurde von daher zu einem Motiv, das sich etwa auch in der Literatur Bahn brach. Grimmelshausen etwa ließ einen Simplicissimus sprechen: „Der Herr Pfarrer hört ja wohl, dass ich ein Christ bin, und wann ich keiner wäre, so würde ich mich nicht so oft in der Predigt haben eingefunden, im übrigen aber gestehe ich, dass ich weder petrisc noch paulisch bin, sondern allein simpliciter glaube, was die zwölf Artikel des allgemeinen H. christlichen Glauben in sich halten.“ Der Aufstand des konfessionsübergreifenden christlichen

Gewissens gegen die Hypertrophien des Konfessionellen gehört zu den in ihrer historischen Bedeutung schwerlich zu überschätzenden Wirkungen des 30jährigen Krieges.

Ganz einhellig war das Luthertum auch in seiner Haltung gegenüber dem Westfälischen Frieden von 1648 nicht. Freilich überwogen hier die Stimmen, die in ihm ein Werk Gottes sahen, dem Lob und Dank gebühre. Der Herr habe die Klagegebete der Frommen endlich erhört und die Wohltat des Friedens geschenkt. Im Friedensschluss habe sich Gott definitiv gegen das Wüten des Teufels gestellt. Die Vermählung zwischen Deutschland und dem Frieden sei im Himmel zugesagt; sie findet im Freudenmahl der Friedensfeste ihren Ausdruck.

Der dominierenden lutherischen Publizistik im Umkreis des Friedensschlusses kann man entnehmen, dass nun eine Hoffnung besserer Zeiten um sich griff – Wohlstand, Sicherheit, florierendes Handwerk und Gewerbe! Doch einhellig war diese Friedensgesinnung nicht. Der einflussreiche Straßburger Theologe Johann Conrad Dannhauer meldete Skepsis an und erinnerte im Anschluss 1. Thess 5 daran: „Wenn sie werden sagen es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen.“ Hoffnungen auf weltförmiges Lebensglück oder die chiliastische Erwartung der güldenen tausend Jahre, da Christus hier in dieser Welt vor deren Untergang ein prächtiges glückliches und freudenreiches Weltreich errichten werde, trat er mit finsternen Zukunftsprognosen entgegen. Denn der Westfälische sei ein höchst gefährlicher Friede. Der jüngste Tag sei nahe. Die Geschichte lehre, dass in der Regel nach dem weltlichen der Religionskrieg, nach dem weltlichen Frieden die Streitigkeiten des Glaubens gefolgt seien. Deshalb sollten die Prediger und Theologen besonders die streitende Theologie, also die *theologia polemica*, einüben.

Während sich seine lutherischen Zeitgenossen weit überwiegend der Hoffnung sich bessernder Zeiten für Kirche und Gesellschaft hingaben, die nach der „30jährigen Kriegs- und Blutsündflut“ ein Tor in die Zukunft aufstieß, schärfte Dannhauer das

apokalyptische Endzeitbewusstsein gerade im Angesicht des Westfälischen Friedens ein. Dass jedermann dank des Friedenswerkes in Restitution der Regelungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 „bei seiner Religion und in seinem Gewissen unangefochten und ruhig sein könne“ war den Lutheranern freilich doch überwiegend Anlass zu Dank.

Ich komme zum Schluss: Das Luthertum war – und ist – eine in sich höchst vielfältige, plurale Konfession. Kriegtreiberische und friedenfördernde Töne begegnen im 30jährigen Krieg gleichermaßen. Freilich zeigte sich im Zusammenhang dieses Krieges, dass das Verhältnis der Lutheraner zu den politischen Obrigkeiten ein besonders sensibles war. Ein Theologe wie der Dresdner Oberhofprediger Höe von Höenegg agierte in engster Verbindung mit seinem Kurfürsten. Kriegsskeptische Töne traten eher bei jenen Theologen hervor, die den Schalthebeln der Macht fern standen. Das Luthertum war für apokalyptische Deutungsmuster besonders anfällig. Wo diese wirksam wurden, war abwägende politische Rationalität in aller Regel außer Kraft gesetzt, obsiegten ultimative, letzte Eindeutigkeiten. Apokalyptische Hysterisierung war politischer Vernunft selten günstig.

Lutherische Theologie ist nicht auf bestimmte politische Optionen festgelegt. Dann aber, wenn sie wirklich aus dem reichen Schatz ihrer Tradition schöpft, weiß sie, dass es im Horizont des Vorletzten, des Politischen, des Fehlbaren, keine Alternative zu abwägender Vernunft und nüchternem Argument gibt – im 17. Jahrhundert nicht anders als heute.

Vielen Dank.